

# Die Neue Welt



Nr. 30

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

## In der Weltstadt.

Von Arno Holz.

Die stillen, heimathlichen Thäler,  
Die seine Jugend grün umrauscht,  
Hat längst der lyrische Pennäler  
Für eine Weltstadt eingetauscht.

Er fühlt, wie wilde, wilde Flammen  
Ihm heiß und roth das Hirn durchlohn,  
Und beißt die Zähne fest zusammen  
Und murmelt: Hohn, Hohn, dreimal Hohn!

Er sieht, er hört, er fühlt den Jammer  
Und wandelt Tags von Haus zu Haus  
Und grollt dann Nachts in seiner Kammer  
Sein Herz in wilde Lieder aus.

Er sieht mit Schauder, wie das Laster  
Sich dort juwelenfunkelnd bläht,  
Das Elend aber tritt das Pflaster  
Von Morgens früh bis Abends spät!

Er hat es längst, schon längst vergessen,  
Wie wohl im Lenz die Sonne thut,  
Und wie's im Wald, umblüht von Kressen,  
Sich einst so schön, so schön geruht!

Nur manchmal, manchmal noch durchziehen  
Sein Herz, das nach Erlösung schreit,  
Die grünen Waldhornmelodien  
Der längst verrauchten Kinderzeit.

Er hört, wie Nachts in den Fabriken  
Der Proletar nach Freiheit schreit,  
Indeß ein Volk von Domestiken  
Dem nackten Recht ins Antlitz speit!

## Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Rechtsbruders. Von F. Niebeck.

(Fortsetzung.) Zwölftes Kapitel.

Der gefräßige Schneider.

Dreimal in der Woche — Dienstag, Donnerstag und Sonntag — speisten wir Mittags im „Deutschen Kaiser“; das war jenes prächtig aussehende Gasthaus außerhalb der Stadt, an dem Franz und ich vorbeizogen, als wir von der waldigen Höhe in das traute Thal gelangten. An den anderen Tagen bereiteten wir unsere Kost auf dem kleinen Ofen der Werkstatt. Sie bestand zum meist aus Kartoffelspeisen und Mehlsuppen; die Fleischkost war zuweilen vertreten durch den nahrhaften Sering.

Im „Deutschen Kaiser“ bekam ich stets ein gutes Stück Fleisch, und dennoch hätte ich am liebsten Tag für Tag in der Werkstatt gegessen und mich mit Salzkartoffeln und Mehlsuppe begnügt. Aus dem „Deutschen Kaiser“ lehrte ich nämlich regelmäßig mit einem gesunden Appetit heim. Wir aßen zusammen mit zwei Schneidergesellen, und der kleinste von ihnen war einer der verwegenen Freßer, die mir je im Leben begegnet sind. Das Fleisch lag für jede Person abgetheilt da; die Kartoffeln, oder die Klöße, oder das Gemüse befanden sich in einer gemeinsamen Schüssel. Der kleine Schneider kaute keine Speise; er verschlang sie ganz, und wenn ich nicht schnell beherzt zugriff und meine Kauwerk-

zeuge nicht rasch arbeiten ließ, so erlitt ich schweren Schaden. Es bestanden beim Essen gewisse Anstandsregeln, die wohl auf Ueberlieferung beruhen mochten. So wurde zum Beispiel streng an der Regel festgehalten, daß jeder Kostgänger zunächst nur wenig Speise auf seinen Teller nehmen durfte — nur eine Kartoffel, oder nur ein Klößchen, oder nur einen Löffel voll Gemüse. Nachdem ich in den ersten Tagen wiederholt gegen diese Ortsregel gefehlt hatte, fragte mich der Meister auf dem Heimwege bissig, ob ich noch keine Bildung gelernt hätte, und im Anschluß daran hielt er mir einen knappen, eindringlichen Vortrag über die guten Sitten bei Tisch. Ich war tief beschämt, und als ich am nächsten Fleischtage wieder in den „Deutschen Kaiser“ ging, empfand ich ein starkes, beängstigendes Herzklopfen, denn ich glaubte, ich hätte meinen Tischgenossen eine allzu drastische Probe meiner Umbildung geliefert, und ich fürchtete, sie würden mich für gefräßig halten. Ihrer Verachtung sicher, wagte ich bei Tische kaum den Blick zu erheben, und als ich die erste Kartoffel verpeist hatte und einen verstohlenen Blick nach der Schüssel sendete, gewahrte ich mit Grausen, daß sie leer war; der kleine Schneider hatte sie ausgeräumt.

Was ich auch anstellte — es gelang mir nicht ein einziges Mal, mich im „Deutschen Kaiser“ satt zu essen. Eine zweite Anstandsregel gebot mir, immer erst zuzulangen, wenn der Meister zugelangt hatte; doch wenn dieser mit der ersten Auflage fertig war und seinen Arm nach der Schüssel ausstreckte, fand er stets nur klägliche Ueberreste gewesener Herr-

lichkeit; der aus der Art geschlagene Schneider hatte längst mit der Gier und der Unverschämtheit eines Henscheck den übergrößten Theil der Masse vertilgt. Das armselige Ueberbleibsel theilte der Meister großmüthig mit mir. Ich hoffte von Tag zu Tag, er werde das Freßungeheuer zur Rebe stellen und eine gleiche Vertheilung der Güter anbahnen; allein er hatte nicht das Bedürfnis, viel mehr zu essen, als ein Stückchen Fleisch, und so schwieg er. Ach, und mir hatte der liebe Gott das zweifelhafte Geschenk eines großen Magens und einer guten Verdauung mit auf den Weg gegeben!

Kompot bekam ich fast nie. Das verhaßte Ungethüm lauerte voll Arglist und Heißhunger, bis mein Meister und der ältere Schneider, der auch nur sehr wenig aß, sich bescheidenlich bedient hatten; dann bemächtigte er sich mit raubthierartiger Schnelligkeit der Schüssel und verschlang den ganzen Inhalt im Handumdrehen. War es Backobst, so grinste er, sich bei mir entschuldigend: „Backobst ess' ich für mein Leben gern!“ Waren es Pfeffergurken, so lautete die Entschuldigung: „Pfeffergurken ess' ich für mein Leben gern!“ und gab es irgend einen Salat, so wendete er denselben Spruch auf den Salat an. Einige Male entriß er mir auch die Brotschnitte mit dem Bemerkten, daß er Brot „für sein Leben gern esse;“ später aber sah ich mich vor und schützte das kostbare Gut vor Mäuerhänden. Daß er gewöhnlich auch alle Senfnäpfschen leerte, deren er habhaft werden konnte, da er auch Senf für sein Leben gern aß, nahm ich ihm nicht weiter übel.



So wurden sonderbarer Weise die Fleischtage für mich zu Fasttagen.

Im Allgemeinen kam ich mit dem Meister leidlich gut aus. Er war eigentlich nur eine Art Flickschler. Große Aufträge wurden ihm selten zu Theil; dagegen mangelte es nie an einfachen Arbeiten und besonders an Reparaturen. Für mich bedeutete dies insofern ein Glück, als ich jeder Aufgabe gewachsen war und nicht den Vorwurf anzuhören brauchte, daß ich nichts gelernt hätte, ein Unglück aber war es andererseits, daß sich mir keine Gelegenheit bot, meine Fachkenntnisse zu bereichern. Selten tabelte der Meister meine Leistungen; seine Kritik galt immer nur meiner Arbeitsweise — meiner Faulheit, wie er zu sagen pflegte.

### Dreizehntes Kapitel.

#### Der erste Wochenlohn.

„Und wie viel wollen Sie Wochenlohn haben?“ fragte der Meister am zweiten Sonntage meiner Mitbürgerschaft von Thalungen.

Trotz ihrer Selbstverständlichkeit überraschte mich die Frage und brachte mich so in Verwirrung, daß ich nichts Anderes zu sagen wußte, als nur: „Ich überlasse Alles Ihnen, Herr Meister.“

Er brummte ein paar Worte des Unwillens in den Bart und sagte dann unwirsch: „Wie kann ich wissen, was Sie haben wollen! Sind Sie zufrieden, wenn ich Ihnen fünfundzwanzig Böhm die Woche gebe?“

Ich stammelte, beherrscht von dem Gefühle peinlicher Beschämung, Worte des aufrichtigen Dankes. Denn mir war, als widerfahre mir ein großes, ganz unverdientes Heil, und als sei der Meister, trotz seiner Rauheit, ein himmlisches Werkzeug, dessen der grundgütige Herrgott sich bediente, um ein armseliges Menschenkind zu beglücken.

„Eine Mark haben Sie Vorkauf,“ fuhr der Edel fort. „Diese Mark wollen wir auf die drei Tage rechnen, die Sie in voriger Woche gearbeitet haben.“

Ich bedeutete ihm glücklich und ergeben, daß ich mich gänzlich seinem Willen füge und in jeder Hinsicht hochbefriedigt sei. Mit neuen Dankbezeugungen nahm ich die fünfundzwanzig Silbergroschen in Empfang, und in der Seele klang mir die feierliche Mahnung, daß ich verpflichtet sei, solche Großmuth durch besonderen Fleiß und besondere Treue zu vergelten.

Mein erster Wochenlohn! Ueberhaupt das erste Geld, das ich verdient hatte! Fünfundzwanzig Silbergroschen — das macht ungefähr hundertdreißig Mark im Jahre. Die Hälfte davon auf Kleider, die andere Hälfte in die Sparkasse. In zehn Jahren war das Vermögen hoch genug zur Gründung einer eigenen Werkstatt. . . Wie weit hatte ich es schon gebracht im Leben! Und ich war noch so jung! Noch lange nicht zwanzig.

Am Nachmittage zog ich aus, um das Städtchen, zu dessen Einwohnern zu zählen ich die hohe Ehre hatte, näher zu besichtigen. Am vorhergehenden Sonntag hatte ich mich nur in wenige Gassen gewagt und den Rest des Nachmittags zum Flickn meiner altersschwachen Garderobe benutzt.

Ich gelangte auf den Marktplatz, den „Ring“, wie es in Schlesien heißt, und während ich dort den alterthümlichen Thurm betrachtete, erzählte mir ein betagter Mann, bei dem ich mich nach dem Alter des Bauwerkes erkundigen wollte, ein fesselndes Geschichtchen aus der Chronik der Stadt. Der Thurm von Thalungen wäre der höchste in ganz Schlesien geworden, wenn der Teufel in seiner höllischen Bosheit nicht den Plan vereitelt hätte. Unter den Bergleuten — so berichtete der gesprächige Lokalpatriot weiter — befand sich auch ein Lehrling, der überaus geschickt war und von dem die Bergleute meinten, daß er einmal ein berühmter Meister werden würde. Eines Tages stand der Baumeister oben auf dem Thurm — „sehen Sie, dort auf jener Kante, rechts von der großen Luke, solls gewesen sein“ — und betrachtete sein Werk. Da trat der kluge Lehrling auf ihn zu und sagte: „Meister, der Thurm steht schief!“ Kaum aber hatte der fürwichtige Stiff das Unglückswort gesprochen, da ergriff ihn der Meister

bei den Haaren und schleuderte ihn hinunter in die Tiefe. . . Kurz vor seiner Hinrichtung gestand der Baumeister, um der ewigen Seligkeit theilhaft zu werden, daß der Thurm wirklich schief sei; er habe geglaubt, außer dem feinen werde kein Menschenauge den Fehler entdecken, und da der Lehrling ihn dennoch entdeckte, habe er den armen Jungen aus Wuth umgebracht. Seit jener Frevelthat gelang es nicht, den Thurm höher zu bauen; alle Steine, die man aufsetzte, wurden in der Nacht vom Teufel heruntergeschleudert; darum mußte man mit dem Bauen aufhören und konnte nur noch die Spitze aufsetzen.

Ferner erzählte mir der alte, freundliche Herr, daß die Kirche zur Mongolenzeit als Festung gedient habe. Als die Nachricht von dem Anzuge der gräßlichen asiatischen Horden nach Thalungen gelangte, begannen die Bürger sogleich, die Kirche zu verschanzen und Lebensmittel darin aufzuspeichern. Diese Vorsicht war gut. Die Mongolen strömten schneller, als man erwartet, in gewaltigen Schaaren herbei und verwüsteten die Umgegend und die Stadt. Nur die Kirche vermochten sie trotz aller Kühnheit und Schlaueit nicht zu erobern. Wiederholt unternahmen sie stürmische Angriffe, doch die Barrikaden und die Thore erwiesen sich als standhaft, und die Asiaten, auf die von der Höhe des Thurmes die Pfeile und Steine niedersauften, mußten stets mit blutigen Schädeln abziehen. Endlich zog die Hauptmacht weiter, und nur ein kleiner Trupp blieb zurück, um die Belagerung der Kirche fortzusetzen. Als die Zurückgebliebenen glaubten, daß die Belagerten durch den Hunger matt und müde geworden seien, unternahmen sie einen neuen Sturm. Doch sie kamen auch diesmal übel an! Anstatt der Steine und Pfeile flogen ihnen frischgebackene Weizenkrumen auf die glatten Köpfe. Diesen Hohn ertrugen sie nicht, und sie zogen beschämt ab. Ich könnte mich, fügte der Erzähler hinzu, von der Wahrheit dieser Geschichte leicht überzeugen, denn in der Kirche sei noch der Brunnen zu sehen, aus dem die Belagerten ihr Wasser schöpften.

Er theilte mir noch allerlei merkwürdige Begebenheiten mit, von denen die Kunde sich aus den Jahren der Ururgroßväter durch viele Generationen fortgeerbt hatte auf unsere nächtliche Gegenwart. Wenn man einem solchen alten, erbangesenen Manne lauscht, dem die Chronik seiner Vaterstadt mit derben Schriftzügen in die Seele gezeichnet ist, so fühlt man sich umweht vom Geiste der grauen Vorzeit; man empfindet den Werth und die stolze Kraft eines gebiegenen Bürgerstammes, der das historische Wichtige und Fesselnde, soweit es ihn angeht, trenn im Gedächtniß bewahrt, zum Ruhme seiner engen Heimath, mit der er sich nicht nur eng verwachsen, sondern vollkommen eins fühlt; und alle die Dinge, um die sich die bunten Wunderkränze der Sage und Historie winden, gewinnen dann eine hohe Bedeutung. Ich sah fortan die Stadt und die Menschen mit ganz anderen Augen an; Alles — jeder Stein und jedes alterthümliche Haus hatte für mich den Reiz des Besonderen; es war, als umgarnten mich auf Schritt und Tritt die Zauberfäden, die ferne Vergangenheiten mit der Gegenwart verbanden, und als seien die Menschen von ganz eigenem Schlage.

Der alte Mann begleitete mich bis an das Ende einer Straße, von wo aus sich ein entzückender Anblick auf das Ragbachtal darbot.

„Schauen Sie,“ sagte der Alte, nachdem ich meiner Verwunderung Ausdruck gegeben hatte, „dort in jenem Felsen wurde früher Gold gegraben. Wenn Sie hinsehen wollen, werden Sie noch den Eingang zum Schacht sehen. Von dort aus geht ein unterirdischer Gang vier Meilen weit. In den Hussitenkriegen hat ein Bergmann eine Depesche unter der Erde fortgetragen. Mein seliger Vater ist als kleiner Junge fast eine halbe Meile tief im Berge gewesen, dann aber umgekehrt, weil ihn eine zu große Angst überkam.“

Als der Alte sich empfahl, stieg ich hinunter an die tückische Ragbach und wanderte, von alten Zeiten träumend, am Ufer entlang. Bald erreichte ich den braunen Felsen und entdeckte dort ein Loch,

von dem ich annahm, daß es der Schacht war, auf den der alte Mann mich aufmerksam gemacht hatte. Die alten Goldgräber mußten nicht viel auf Veranlichtheit gehalten haben, denn sie hatten den Eingang zum Schacht so niedrig ausgehauen, daß man nur mit tiefgebeugtem Oberkörper vorwärts kommen konnte. Ich machte mich sogleich daran, dem Inneren des Berges einen Besuch abzustatten. Aus dem steinigem Boden sprudelten einige Quellen, und ihr Wasser bildete kleine Lachen, die ich durchwaten mußte. Ich drang vorwärts, bis ich aus dem Bereich des Tageslichtes gekommen war und Moberluft mich umgab. Ein Zündholz, das ich in Brand setzte, erlosch sogleich; mir war, als bliese es einer der gluthängigen Onomen aus, die ich bei dem kurzen Aufblitzen des Feuers in Ritzen und Nischen zu sehen glaubte. Mir war unheimlich zu Sinn und ich tappte aus der schaurigen Schatzkammer des Bergthals zurück an das lachende Himmelslicht. Am Ausgang der Höhle blieb ich stehen und ließ die gierigen Blicke an der feuchten Felswand umhergleiten, hoffend, an irgend einer Stelle noch ein unentdecktes Klumpchen des weltregierenden Metalles zu finden. . .

„Nanu, Sie suchen wohl Gold?“

Ich wandte mich um und erblickte einen jungen Menschen in stugerhafter, etwas verblichener Gewandung. Den Kopf, der ungewöhnlich dick gerathen war, schmückte ein Zylinder, dem die Stürme des Daseins schon arg mitgespielt hatten. Der Fremdling breitete sein Taschentuch auf den Nasen und ließ sich darauf nieder, indem er bitterlich seufzte: „Ach, das is 'ne Dual zu leben! Ich wünschte, ich wäre begraben!“

„Weshalb denn?“ fragte ich voll inniger Theilnahme.

„Müde — müde!“ stieß er gequält hervor, streckte die Arme in die Luft und gähnte. Gewiß peinigt den Kernsten ein tiefes, seelisches Weh, dachte ich, weil ich eine so große körperliche Müdigkeit nicht in Einklang mit seiner kraftvoll gedrungenen Gestalt zu bringen vermochte. Er bedurfte sicherlich des Trostes, und ich war bereit, ihm diesen zu spenden, vorausgesetzt, daß es mir gelänge, das Geheimniß seiner Schwermuth zu erfragen. Um zunächst das Gespräch in Fluß zu bringen und zugleich in der Absicht, sein schwer beladenes Gemüth auf die große Trösterin Natur hinzuweisen, äußerte ich, daß die Gegend prachtvoll sei. Dieser poetische Hinweis blieb jedoch ohne die erhoffte Wirkung.

„Was hilft mir die schöne Gegend,“ brummte der Jüngling verdrücklich, „davon hab' ich nicht!“

„Ja leider,“ entgegnete ich, „wenn man Kummer hat, freut man sich über nichts.“

Er warf mir einen höhnischen, verächtlichen Blick zu und fragte: „Sie haben Kummer?“

„Ich nicht, aber Sie doch?“

„Was geht Sie mein Kummer an!“ sagte er verdrücklich und wandte mir das Gesicht ab.

Eine längere Pause entstand, und ich benutzte dieselbe, um meine mineralische Unternehmung an der Felswand fortzusetzen. Mein Gesellschaftler führte mich in dieser Beschäftigung durch die Frage: „Siehts denn in dem Neste ein geschmeites Glas Bier?“

„Ich weiß es nicht, ich bin nicht von hier,“ gab ich zur Antwort.

„Fremd?“

„Ja, erst in der vorigen Woche bin ich zugereist.“

„Kunde?“

„Kein!“ rief ich hocherfreut.

Ich hatte also einen Handwerksgefallen, meinesgleichen, vor mir. In kurzen Worten machte ich ihn sogleich mit meinen Verhältnissen bekannt, worauf er mir in freundschaftlichem Tone erzählte, daß er Schuhmacher sei und seit zwei Tagen bei einem Meister in Thalungen arbeite. Er sei höchst verdrücklich, weil ihm der Kranter noch keinen Lohn bezahlt habe und er somit nicht in der Lage sei, ein Glas Bier zu trinken und sich ein paar Gegenstände zu kaufen, die er nöthig haben müsse. Im weiteren Verlaufe des Gesprächs reichte er mir plötzlich die Hand und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit: „Uns geht es Beiden schlecht, deshalb gehört sich's, daß wir zusammenhalten. Wir wollen Freunde sein,



dem in so einem elenden Neste ist doch kein Mensch, mit dem sich Unfreier, der die Welt kennen gelernt hat, abgeben kann."

Entzückt von diesen prächtigen Worten, ergriff ich, zum Zeichen, daß ich desselben Sinnes sei, die Hand meines neuen Freundes und schüttelte sie herzlich.

"Gut, so duzen wir uns, wie es Freunden zukommt," sagte er. "Du wirst mir zuerst aus der Klemme helfen, später helf' ich Dir. Leih mir bis heut über acht Tage eine Mark. Sonntag Nachmittag holst Du mich zu einem Spaziergange ab, da bekommst Du sie wieder."

Gegen eine solche Bitte gab es natürlich keinen Einwand; es galt, eine Freundespflicht zu erfüllen, und so zog ich das Portemonnaie.

"Ach," rief er, als meine Silberstücke in der Sonne funkelten, "Du hast ja massenhaft Geld!"

"Nur zwei Mark fünf ist!"

"Schadet nichts, da gib mir noch fünfzig Pfennige, so viel brauche ich grade. . . So, ich dankel Nächstens helf' ich."

Dabei erhob er sich, und wir schritten langsam der Stadt zu. Unterwegs erzählte er mir einige Abenteuer von der Walze, schimpfte kräftig auf seinen Meister und versicherte, daß er ihn schon "tirre" machen werde. In der Stadt blieb er plötzlich vor einem Wirthshaus stehen und sagte:

"Wenn Du etwa Lust hast, ein wenig Abendbrot zu essen, so laß Dich nicht abhalten. Ich leiste Dir Gesellschaft."

"Nein, ich esse jetzt nichts," erwiderte ich, "aber wenn Sie — wenn Du essen willst, so geh ich gern mit hinein und trinke ein Glas Bier. — Ich muß ein wenig mit dem Gelde sparen," fügte ich leiser hinzu.

Wir traten ins Wirthshaus. Mein guter Freund bestellte eine Portion Schweinebraten und zwei Glas Bier. "Ach was, Du isst eine Portion mit!" rief er plötzlich. "Frau Wirthin, zweimal Schweinebraten!"

Ich protestirte ein wenig, aber dann kam mir der Gedanke, daß es vielleicht unhöflich sein könnte, dem kann gewonnenen Freunde bald einen Korb zu ertheilen — und so willigte ich ein. Der Braten war vorzüglich und machte der Wirthin alle Ehre.

"Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen," bemerkte mein Freund, als er sah, daß ich einen gesegneten Appetit hatte.

Als der Braten verzehrt und die Gläser geleert waren, legte er zehn Pfennige auf den Tisch und sagte: "Jetzt gib Deine Mark heraus, dann reicht es."

"Meine Mark?" fragte ich verblüfft.

"Nun, achtzig Pfennig der Braten und dreißig Pfennig das Bier!"

"Ich soll den Braten bezahlen?"

"Wer denn? Hab ich Dir nicht gesagt, daß ich meine fünfzehn Böhmen brauche? Was Du für ein Mensch bist und wie Du mir vorkommst! Wenn Du knauserig bist, will ich Dir nächsten Sonntag auch das Bratengeld wiedergeben. Mir soll's nicht darauf ankommen. Ne — so'n schosler Bruder bin ich nicht!"

Er sprach diese Worte mit solcher Lebhaftigkeit, daß die anwesenden Gäste ihre Blicke auf uns richteten.

Ich war tief beschämt. Der Schuster erhob sich und mit einem leichten, vornehmen "Adjes" eilte er zur Thür hinaus. Ich wollte ihm nachlaufen und ihn fragen, wie er heiße und bei welchem Meister und in welcher Straße er arbeite, stieß aber in der Hast einen Teller vom Tische und blieb ob dieses Ereignisses wie angewurzelt stehen. Die Gäste stimmten ein Hohngelächter an, die Wirthin jedoch tröstete mich mit dem Bemerkten, daß der Schaden nicht groß sei, da der Teller nur vierzig Pfennige koste. Ich gestand ihr heimlich, daß mein Geld nur auf Braten und Bier ausreiche, nannte den Meister, bei dem ich arbeite, und beheuerte, daß ich mich nach acht Tagen einfinden und den Teller bezahlen werde. Die gute Frau trante nach einigem Zögern meinem ehrlichen Gesichte und ließ mich ziehen.

In ernste Gedanken versunken und um meinen ersten Wochenlohn erleichtert, wanderte ich heim nach meiner Bodenkammer.

(Fortsetzung folgt.)

## Noch eine Kraftprobe.

Von S. Vogel.

Die gräßlichen Menschenschlächtereien, in denen der blutgierige Zwan IV. länger als zwanzig Jahre wüthete, der sich für einen von Gott begnadeten, mit Gott untrennbar vereinten Gottmenschen erklärte, und von dessen Thaten in den Nummern 19 und 20 der "Neue Welt" einige geschildert wurden, erinnern mich an andere Grausamkeiten, welche unter einem Monarchen im Westen Europas begangen wurden, ohne daß ein Murren des Volkes damals laut wurde.

Am 5. Januar 1757 wurde auf die Person des Königs von Frankreich, Ludwig XV., ein Attentat von einem armen Schwachsinningen, einem stellenlosen Bedienten, unternommen. Dieser, Namens Damien, verwendete als Mordinstrument ein Federmesser, mit dem er den König wie mit einer Stednadel verletzete. (Voltaire sagte: „une piqure d'épingle“.) Der Schuldige erklärte beim Verhör, daß er dem Könige nur eine Mahnung habe geben wollen, und das ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit. Die Wahl des Instrumentes und die Natur der Verwundung lassen es glauben. Das Parlament, dem er ausgeliefert wurde, richtete sich nach dem Reglement, begnügte sich jedoch nicht damit, ihn zum Tode zu verurtheilen. Von seinem monarchischen Eifer hin gerissen, und um sich auf Kosten eines Schwachsinningen dienstbereit zu zeigen, bestimmte es, denselben tausend Tode einen nach dem anderen erleiden zu lassen. Das Urtheil, welches buchstäblich befolgt wurde, lautete: daß man auf einem Feuerbeden die Hand verbrenne, die die Mordwaffe geführt hatte, daß man ihm dann den Leib aufschneide und in die Wunden geschmolzenes Blei gieße; nach diesem schrecklichen Vorspiel solle er von vier Pferden zerrissen und auf den Scheiterhaufen geworfen werden.

Es berichten zwei Augenzeugen über diese Exekution; der eine von ihnen, Bontou, war ein vom Militärdienst Losgekommener. Michel Chevalier theilt diese Berichte mit. Nach denselben bemächtigte man sich des unglücklichen Verurtheilten um 6 Uhr Morgens und führte ihn von vorbereitender Förmlichkeit zu Förmlichkeit, bis er Nachmittags um 3 1/2 Uhr auf dem Grödeplatz ankam. Unter diesen Vorbereitungen waren die spanischen Stiefeln, in denen er anderthalb Stunden bleiben mußte. Erst um 4 1/2 Uhr wurde er zur Hinrichtung entkleidet. Gemäß den Vorschriften des Urtheils wurde ihm die Faust gebrochen und mit glühenden Zangen gezerrt, was die Henkersknechte mit einem außerordentlichen Eifer ausführten. Nachdem der Henker mit eben solcher Gewissenhaftigkeit Blei in die Wunden geschossen, band man ihn an die Stricke, welche die Pferde ziehen sollten. Man bemühte sich dabei, ihn „unansprechliche Schmerzen“ erleiden zu lassen. Die Pferde, welche starke Thiere waren, versuchten mehrere Male vergeblich, ihm die Glieder auszureißen. Wüthend, daß ihnen das nicht gelang, stießen die Henkersknechte Flüche aus. Damien bat sie, nicht zu fluchen, sie möchten nur ihr Handwerk ausüben, er grölle ihnen deshalb nicht; sie möchten auch für ihn zu Gott bitten. Zwei Priester waren dabei; er schrie ihnen zu: „Küßt mich, ihr Herren!“ Einer von ihnen kroch unter das Seil eines Pferdes und gab ihm wirklich einen Kuß. Da die Pferde nicht im Stande waren, ihn zu viertheilen, obgleich die Gelenke ausgereut wurden, nahm der Henker sein Messer, sagte seinen Gehülfen, dasselbe zu thun, und sie schnitten ihm nun Arme und Beine ab. Den noch athmenden Körper warfen sie dann in die Flammen. Es war etwa 6 1/2 Uhr.

So etwas raffiniert Grausames sind Wilde nicht fähig, an ihren Gefangenen auszuüben. Der Hof und die Bevölkerung waren bei der Hinrichtung Damians zugegen. Alle Fenster des Grödeplatzes waren zu hohen Preisen vermietet. Die Reichsten, die Höchstgestellten ergötzen sich an dem Schauspiel wie die Aernsten, und trögdem heuchelte der Ton der damaligen französischen Gesellschaft Empfindsamkeit. Die Höflichkeit und die Galanterie ist nie so ausgeprägt gewesen, als zur damaligen Zeit, in der

man namentlich das Schäferspiel übte. Aber die Zustände änderten sich in Frankreich schneller, als die Spieler dachten. Schon 36 Jahre nach dieser Hinrichtung, am 21. Januar 1793, fiel auf dem nämlichen Grödeplatz das Haupt des Sohnes und Thronfolgers Ludwigs XV., des Ludwigs XVI., infolge seines landesverrätherischen Treibens, obwohl derselbe weniger grausam als sein Vater war.

In Rußland marschirt die Weltgeschichte etwas weniger schnell, als in Frankreich; aber still stehen bleibt sie auch dort nicht. Ob 36 oder 360 Jahre vergehen, eines Tages ist auch hier das Volk herangereift und fordert seine Menschenrechte und beseitigt dann Den, der sich dieser Forderung widersetzt. Die Freisprechung von Bjera Saffulisch, die 1878 von den Petersburger Geschworenen erfolgte, sei für die russischen Machthaber ein Meinetel in jeder Hinsicht.

## Der ungerechte Haushälter.

Von Otto Seust.

In der weiten Halle des Hauptbahnhofes der Residenzstadt stand der Nordschnellzug zur Abfahrt bereit. Es war ein kalter Septembermorgen, und dicke Schwaden weißen Nebels wallten in der Luft. Fröstelnd ging der Stationsvorsteher auf dem Bahnsteig auf und ab und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die große Stationsuhr. Ein verschlafener Schaffner rollte den polternden Postkarren herbei und ein paar Hotelbedienter schleppen Koffer und Pakete in die Wagen. Da springt der Zeiger auf 7, der Stationsvorsteher winkt mit der Rechten „Abfahren“, ein schriller Pfiff und der Zug setzt sich langsam in Bewegung.

In einem Coupé erster Klasse hatte ein hagerer Herr mit energischen, freilich etwas verlebten Gesichtszügen Platz genommen. Es war der Geh. Kommerzienrath Friedrich Strecker, Generaldirektor der „Vereinigten Fabriken für Eisenbahnmateriale zu Neustadt“, Stadtverordneter, Kirchenältester, Mitglied des Schulkollegiums usw., kurz, eine Ordnungssäule erster Klasse, eine unerschütterliche Stütze von Recht und Sitte. Die biederen Neustädter hätten ihren Ehren nicht getraut, wenn sie gehört hätten, wie ihr verdienter Mitbürger jetzt in seinem Coupé vor sich hinsummte:

„Ja, beim Souper, da kann man was erleben, ja, beim Souper im Chambro separé, wenn man so ganz dem Leichtsinne hingeeben —“

Dabei strich er sich seinen Schnurrbart, den er heute sorgfältiger als sonst gefärbt zu haben schien, und lächelte zufrieden. „Ein netter Käser, die Ahele. Vielleicht . . . ?“ Er blinzelte listern. „Ja, ja, für so eine Nacht in der Residenz gäbe ich gern eine Woche in Neustadt.“

Der Gedanke an Neustadt riß ihn aus seinen angenehmen Zukunftssträumen, seine Stirn unwohlte sich und zögernd zog er aus der tiefen Brusttasche seines Ueberrockes eine dicke Brieftasche hervor. Zahl auf Zahl schrieb er nieder und addirte. „So viel kann es nicht sein, ich muß mich irren.“ murmelte er erschreckt und rechnete wieder und wieder. „Es ist nicht anders, fünfzehntausend sind es rund. Ja, das Spiel und diese Weiber.“

Er erhob sich und durchmaß das Coupé mit hastigen Schritten. Trotz seines dicken Reisepelzes froz ihn: „Und nächste Woche wird mit dem Quartalsabluß begonnen und der Aufsichtsrath kommt.“ Er blieb am Fenster stehen und prekte seine heiße Stirn gegen die Scheibe. „Wenn ich mit dem ärmsten Haidebauern tanzen könnte, der hier in dieser Ginde kümmerlich sein Leben fristet. Das Beste freilich wäre, du fürzestest jetzt hinaus.“ Er hob schon die Hand, um das Fenster herunterzulassen. „Aber noch ist ja nichts verloren“, tröstete er sich wieder, „der Jude muß dir wieder helfen, und es soll das erste und letzte Mal sein, daß ich aus der Klasse . . .“ Er stockte und sah sich um, als wenn er einen Lauscher fürchtete. „Wenn es entdeckt würde“, murmelte er, und es überließ ihn heiz vor Angst und Scham. „Nah, es wird schon Alles gut gehen, Rosenfeld schafft mir das Geld, und wenn bei der Revision Alles stimmt, dann wird Nie-



mand darnach fragen, was vorher mit der Kasse geschehen ist."

So tröstete ihn sein Leichtsin, und wie um ihm Recht zu geben, drang die Sonne jetzt siegreich durch die Nebel und verklärte die armselige Landschaft. "Ein gutes Zeichen," rief Strecker ermutigt, "nur nicht den Muth verlieren, es muß ja Alles gut gehen," und ziemlich beruhigt streckte er sich bequem auf das Polster und hatte seine trüben Gedanken bald vergessen.

Der Zug verlangsamte seine Fahrt und hält endlich auf einer kleinen Station. "Neustadt!" rufen die Beamten, und ein Schaffner eilt dienstfertig herbei, um dem Generaldirektor beim Aussteigen zu helfen. Leutselig erwidert Strecker die ehrerbietigen Grüße der Stationsbeamten und springt elastisch wie ein Jüngling in seinen eleganten Landauer, der ihn erwartet. Der Kutscher schmalzt mit der Zunge, die Fächse ziehen an und nach wenigen Minuten hat der Wagen das stolze Verwaltungsgebäude der Vereinigten Fabriken erreicht, in dem die Wohnung Streckers liegt.

Auf der Treppe kommt ihm schon Hildegard, sein hübsches Töchterchen, entgegen und empfängt ihn zärtlich. Auch seine Frau erscheint in geschmackvollem Morgenkleide, um ihn zu begrüßen. "Du siehst so angegriffen aus, Bäterchen," meinte Hildegard, während sie ihm beim Ablegen behütlich war.

"Ja, mein Liebling, die Geschäfte, und dann der Bärm so einer Großstadt, den kennen wir hier glücklicherweise nicht."

Damit trat er in das behaglich eingerichtete Esszimmer ein und ließ sich am Frühstückstisch nieder. "Na, kommt denn Hildegard nicht herein?" fragte er verwundert.

Seine Frau machte sich an der Theemaschine zu thun, die auf dem Tische summt und goß die Tassen voll. "Ich habe Dir was Wichtiges zu sagen, Männchen!"

"So? Ist es ein Kleid oder ein Hut, der Dir das Herz schwer macht?" klang es argwöhnisch zurück.

"Pst, was bist Du mißtrauisch. Viel was Anderes." Sie räusperte sich feierlich und erzählte dann, daß sich der blonde Assessor endlich erklärt habe.

"Was!" rief Strecker, mit vollen Backen tanend, "so weit ist es schon, das hätte ich nicht gedacht."

"Natürlich nicht, Ihr Männer seid ja blind für so was. Heute Mittag wird er anhalten kommen und Du sagst natürlich Ja. Sieh mal, er erbt von seinem Onkel Vierhunderttausend."

"Ja, aber augenblicklich hat er doch nichts, und Hildegard, was hat die? Bei Euren Reisen und Toiletten war doch nicht an Sparen zu denken."

"Na, kehre nur vor Deiner eigenen Thür," meinte Frau Strecker spitz. "Verbrauchst Du vielleicht weniger als wir? Wer hat denn neulich auf dem Herrenabend bei Konsistorialraths zweitausend Mark verspielt?"

"Woher . . ." stotterte Strecker überrascht.

"Woher ich es weiß, ist gleichgültig. Jedenfalls weiß ich es, und Du hast also gar kein Recht, mir Vorwürfe über meine Verschwendung zu machen. Aber davon wollen wir ein ander Mal reden. Um wieder auf unser Thema zurückzukommen: der Onkel will, wenn Waldow heirathet, ihm gleich zweihunderttausend Mark auszahlen, und wenn er dann im nächsten Jahre bei uns zum Bürgermeister gewählt würde, Aussicht hat er ja und Dein Einfluß . . ."

"Darauf wollen wir nicht so fest bauen; aber zweihunderttausend Mark, die können reichen. Also, wenn Hildegard ihn mag . . ."

"D, ob sie ihn mag; sie hat davor gezittert, Du könntest Nein sagen; Hildegard!" rief sie, und aus dem Nebenzimmer kam die Tochter ängstlich herein, um die Erfüllung ihres Herzenswunsches zu erfahren.

Endlich machte sich Strecker aus den Umarmungen seines glückstrahlenden Kindes los und ging in sein Comptoir, um die Post durchzusehen. Ein dicker Brief lag auf seinem Schreibtisch: Monsieur le Directeur der Vereinigten Fabriken à Neustadt Allemagne, lautete die Adresse und die Karte trug den Stempel Bukuresci (Bukarest).

"Aha, die Antwort der rumänischen Regierung,"

und mit zufriednem Lächeln überflog er den Inhalt des Schreibens, worin seinem Werke die Lieferung von zwanzig Lokomotiven und dreihundert Güterwagen für die rumänischen Staatsbahnen übertragen wurde. Dann machte er sich mit der ihm eigenen Schaffenskraft, durch die er sich vom einfachen Zeichner bis zum Generaldirektor aufgeschwungen hatte, daran, die Zeichnungen und Bedingungen durchzustudiren.

Erst als das Signal der Dampfspeise den Beginn der Mittagspause für die Fabrik verkündete, hielt Strecker einen Augenblick in seiner Arbeit an. Er trat ans Fenster und sah auf die Arbeiter herab, die in hellen Schaaeren dem Ausgange zuströmten. Stolz erfüllte seine Brust beim Anblick dieser kräftigen Männer, die alle seines Winkes gewärtig waren. Da klopfte es: "Aha, der Assessor," er mustert sich noch schnell im Spiegel: "Herein!" Die Thür öffnet sich, und drei Arbeiter mit rußgeschwärzten Gesichtern treten ein, halb verlegen, halb selbstbewußt.

"Herr Direktor," beginnt der Erste, ein stämmiger Schmied, "wir wollten Sie bitten . . ."

"Na, was denn! Mehr Lohn giebt es nicht! Also?"

"Wir wollten Sie bitten, doch den Webermann wieder einzustellen; er hat acht Kinder, und er hat wohl bloß aus Noth . . ."

"Ist ganz gleich," unterbrach ihn Strecker scharf, "er hat gestohlen, und wenn es auch nur ein Stück Nothguth war. Die Ehrlichkeit ist der Grundpfeiler unseres Lebens. Treu und Glauben gehen ja sonst verloren."

Der Schmied wollte noch etwas erwidern.

"Gehen Sie, den Mann stelle ich nicht wieder ein!" Und damit verabschiedete er die Drei.

Mißmuthig ging er im Zimmer auf und ab; der Zwischenfall hatte seine gute Laune gestört. Da klopfte es von Neuem, und der Assessor trat in Frack und weißer Binde ein, um seine Werbung anzubringen. Um den Schein zu wahren, schwankte Strecker zuerst und zögerte mit einer klaren Antwort. Doch schließlich erweichten die bewegten Worte des Freiens sein Vaterherz. Gerührt führte er den Ueberglücklichen hinauf, und eine Thräne glänzte in seinem Auge, als sich das Brautpaar in die Arme flog.

Zierlich gestochene Karten flatterten am nächsten Tage zu Freunden und Bekannten, um sie auf Sonntag zu einem Diner in Streckers Haus zu laden. Bei dieser Gelegenheit sollte — so wollte die gnädige Frau es — die Verlobung feierlich verkündet werden, und Mama Strecker freute sich schon auf das verärgerte Gesicht der Frau Justizrath, deren Tochter für Hildegard eine scharfe Konkurrentin gewesen war.

Der Generaldirektor selbst freute sich natürlich auch über die gute Partie, die seine Tochter machte, aber seine Heiterkeit wurde durch allerlei trübe Gedanken gestört. Rosenfeld hatte die Achseln gezuckt: "Thut mer laid, Herr Gehaimrath, ich habe nisch. Eben habe ich Herrn von Stulzheim Vierzigtausend vorgeschossen — Sie brauchen es ja nisch weiter zu erzählen. Aber hat es Jait bis Mittwoch?"

Wohl oder übel hatte Strecker sich dabei beruhigt, denn wenn der alte Ganner einmal Nein gesagt hatte, so war er muerweichlich. Zudem hatte sich der Aufsichtsrath für Freitag angemeldet.

Mehr als diese Geldangelegenheit, die er in seinem Leichtsin schon als geregelt ansah, drückte ihn etwas Anderes. Webermann, dem er die Thür gewiesen hatte, war aus Verzweiflung, seine Kinder hungern zu sehen, freiwillig in den Tod gegangen, nachdem er überall vergeblich nach Arbeit gefragt hatte. Strecker machte sich Vorwürfe wegen seiner Strenge, um so mehr, da ja sein eigenes Gewissen schuldbehaftet war. Er nahm sich vor, in Zukunft milde zu richten, und seine Urube war so groß, daß er an Adele einen Absagebrief schrieb, als sie ihn zu ihrem Namenstage einlud.

\* \* \*

Der Sonntag ist angebrochen, ein schöner, klarer Herbsttag. Vom hohen Thurm der alten Marienkirche ruft die Glocke zum Gottesdienst, aber in Streckers Haus verhallt ihre Mahnung unbeachtet, denn Niemand hat Zeit, in die Kirche zu gehen.

Die Braut probt eben im Beisein der vielgeplagten Schneiderin die Robe für den heutigen Abend an — ein weißes Atlaskleid mit Blumenstickerei — und ihre Mutter kommandirt in Küche und Keller. Der Herr Kommerzienrath selber sitzt in seinem Zimmer und studirt die Robe, in der er heute Abend mit gerührter Stimme die Verlobung proklamiren soll. Er sitzt und arbeitet ohne rechten Erfolg, die Gedanken wollen ihm, dem Nebengewandten, heute garnicht kommen und er ist fetsam zerfirent und unruhig. Schließlich rafft er sich auf. Ein Zitat wirkt immer gut, fangen wir mit einem Vers an:

O, daß sie ewig grünen bliebe,  
Die schöne Zeit der jungen Liebe.

Dabei schweiften seine Gedanken zu der fetschen Adele und er seufzte: Hätte ich ihr doch nicht abgeschrieben.

Ein Telegraphendote störte seine Träume. Unheil ahnend erbrach Strecker die Depesche und ein jäher Schreck durchzuckte ihn, die Buchstaben tanzten vor seinen Augen und das Zimmer drehte sich um ihn. Da kam seine Tochter hereingestänzelt, um sich in ihrer neuen Toilette von dem Vater bewundern zu lassen, und er mußte alle Kraft zusammennehmen, um seine Erschütterung zu verbergen und mit tollerloser Stimme ein paar scherzhafte Worte zu stammeln.

Raum war sie gegangen, so hob er die Depesche auf und las noch einmal mechanisch vor sich hin: "Kommen schon morgen zur Revision. Egelstein." Ein qualvolles Stöhnen entrang sich seiner Brust und schluchzend barg er das Gesicht in seine Hände.

\* \* \*

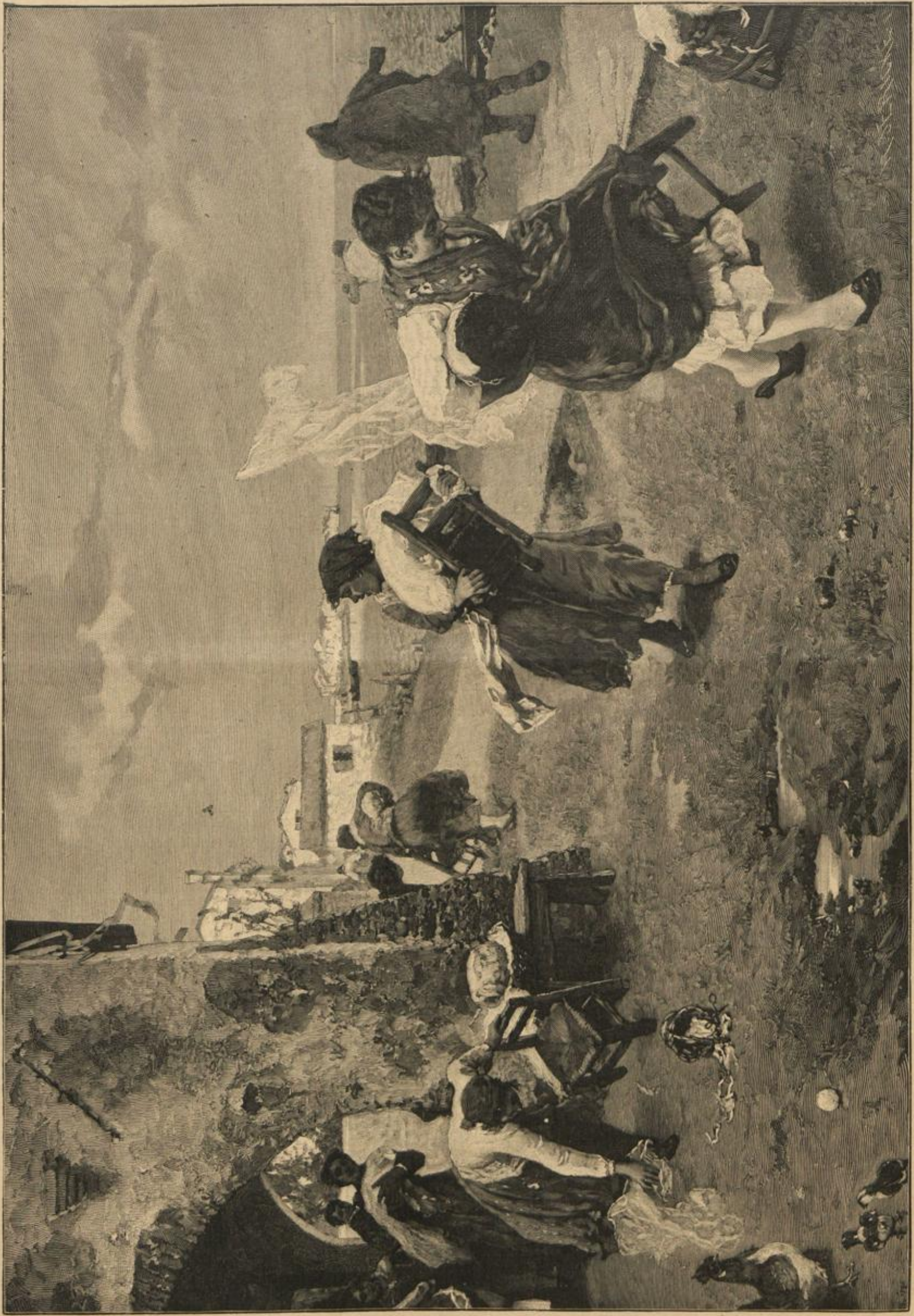
Die Sonne neigte sich blutroth gen Westen. In dem festlich erleuchteten Empfangssaal der geheimrathlichen Wohnung fanden sich allmählig die geladenen Gäste ein, und der Hausherr begrüßte jeden mit ein paar verbindlichen Worten. Freilich schien es seiner Gemahlin, die ihm zur Seite stand, als ob ihm heute die glatten Komplimente und nichtsagenden Phrasen schwerer von den Lippen fließen als sonst, und sie streifte ab und zu mit einem besorgten Blick sein Antlig, dessen Züge ihr fetsam schlaff und abgespannt vorkamen. Doch als Frau vom Hause ließen ihr ihre Pflichten keine Zeit, nach dem Grunde seiner Müdigkeit zu forschen; die Geladenen waren alle da, und sie mußte die von Allen im Stillen heiß ersehnte Losung ausgeben: "Zu Tisch." Die Paare ordneten sich und begaben sich in feierlichem Zuge nach dem großen Speisesaal, in dem die lange, hufeisenförmige Tafel aufgeschlagen war.

Auf dem Ehrenplatze ließ sich der dicke glasköpfige Konsistorialrath nieder, der die Geheimrathin zu Tisch geführt hatte; daneben saß Strecker mit der Frau Konsistorialrathin, einer korpusculenten Dame, in deren finstern Gesicht ein allerliebtes kleines Schnurrbärtchen prangte. An diese beiden Paare reiheten sich die anderen Honoratioren an, während das junge Volk unter munteren Gesprächen an der unteren Tafel Platz genommen hatte.

Der Saal bot einen prächtigen Anblick. Hunderte von Glühlämpchen, in goldenen Blütenkelchen verborgen, traten aus den reichen Nokolos-Ornamenten, welche Wand und Decke schmückten, und ihre weichen warmen Lichtwellen, die den Raum durchflutheten, glänzten in dem schweren Silbergeschirr der Tafel und funkelten in den Juwelen, die auf den tief entblöhten Büsten der Damen lagen.

Allmählig thaute die Gesellschaft auf, die Unterhaltung wurde lebhafter und an dem unteren Ende, wo die Jungen saßen, schwirrte schon manches heitere Scherzwort hin und her. Nur oben an der Spitze herrschte tiefes Schweigen. Der dicke Konsistorialrath pflegte seinen Mund bei solchen Gelegenheiten nur zum Essen und Trinken aufzutun, und Frau Strecker war vollständig von der Leitung der Dienerschaft in Anspruch genommen. Auch die sonst so redelustige und resolute Konsistorialrathin saß stumm auf ihrem Stuhle; in ihrem Innern gährte und kochte es, denn sie hatte Emil, ihren theuren Gatten, überrascht, wie er in der Garderobe Streckers Stubenmädchen in die Backen kniff. Schweigend brütete sie über einem Nacheplane, und der Geheimrath, ihr Tischnachbar, war wahrlich nicht dazu ge-





Ein unverbessertes Windstoch. von E. H.otta.  
Photographie-Vergleich von Feins Gaußhänge in München.



launt, ihr Nachdenken zu stören und ein gleichgültiges Gespräch zu führen. In sich zusammengesunken saß er da, mit abschalem Gesichte und gesenkten Lidern, und er kostete kaum von den Lederbissen, die man auftrug. Die Seelenkämpfe, die er ausgestanden hatte, hatten ihn gebrochen, und in den wenigen Stunden des Nachmittags war er um Jahre gealtert. Er hatte keine Rettung, keine Hilfe mehr gesehen, und von Angst und Scham getrieben, hatte er nach der Waffe gegriffen, um durch den Tod von eigener Hand die Schuld zu büßen. Aber schandernd ließ er die Pistole wieder sinken, als er ihr kaltes Eisen an der Schläfe fühlte, und ein fürchterliches Grauen erfüllte seine Seele bei dem Gedanken an das namenlose Nichts, in dem der Mensch nach seinem Tode aufsteht. Der Wille zum Leben rang in ihm mit seinem Stolz, und nach qualvollem Schwanken kam er endlich zu dem Entschlusse, sich zu demüthigen und die Folgen seines Fehltrittes zu tragen. Leben, leben wollte er um jeden Preis, und wenn er auch mit Schimpf und Schande aus dem Aute gejagt werden und mit mühseliger Arbeit seinen Unterhalt erwerben sollte.

Nun saß er in dumpfem Brüten bei dem festlichen Mahle und starrte, ganz in seine Gedanken versunken, theilnahmlos vor sich hin. Der weite Saal mit den gepuzten heiteren Menschen schien vor seinen Augen zu versinken, und er sah sich wieder als unschuldigen Knaben an dem mageren Tische seines Vaterhauses sitzen, wo oftmals Schmalhans Küchenmeister war. Ihm war, als ob er wieder die liebe, treue Stimme seines Vaters hörte, wenn er zur Zither seine Lieblingsweise sang: „Lieb immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab.“ Er zerdrückte eine Thräne, die ihm ins Auge stieg, und hastig griff er nach dem Weinglas und leerte es auf einen Zug. Der edle Nebensaft durchrieselte seine Adern feurig und schien ihm neuen Muth zu geben. Vielleicht — durchzuckte es ihn plötzlich — ist dir das Glück noch einmal günstig, vielleicht vertuscht der Aufsichtsrath die Sache, damit es keinen Skandal giebt und die Aktien nicht im Kurs zurückgehen. Sein Leichtsinne überredete ihn fast, es anzunehmen, zum wenigsten schien ihm nicht alle Hoffnung verloren, seinen guten Namen zu retten und seinen Schwiegersohn nicht bloßzustellen. Er stürzte noch ein Glas hinunter, da traf ihn ein Blick seiner Frau und ohne Zögern erhob er sich, um seine Gäste zu begrüßen. Freilich zitterte seine Stimme anfangs, aber allmählig wurde sie fester. „Und meine lieben Freunde,“ schloß er, „zum Schluß noch eine Ueberraschung: ich stelle Ihnen meine Tochter und Eugen Waldow als Brautpaar vor.“

Endlich war der Glückwünschswall vorüber, und nachdem der Konsistorialrath noch eine salbungsvolle, mit Bibelsprüchen reich verbrämte Glückwünschrede vorgetragen hatte, wurde die Tafel aufgehoben. Der Wein hatte nach und nach eine allgemeine Fröhlichkeit hervorgerufen, auch Streckler war redselig geworden, denn er hatte zum Schrecken der Konsistorialrathin drei Flaschen Wein verillgt. In zwangloser Unterhaltung promenirte man in den Nebensälen, und nachdem die Tafel aus dem Speisesaal geräumt war, lockten Bass und Geige das junge Volk zum Tanze. Die alten Damen sahen dem Treiben der jungen Welt zu — manche hoffte, auch ihre Tochter heute an den Mann zu bringen — und die älteren Herren hatten sich fast ausnahmslos in ein entfernteres Zimmer zurückgezogen, wo sie bei geschlossenen Thüren einer ganz besonderen Unterhaltung pflogen. Sie drängten sich um einen großen Tisch, an dessen Kopf der Konsistorialrath thronte. Auf dem Tische lagen kleine Häufchen Gold und Banknoten, vor dem Konsistorialrath der größte. Es herrschte tiefe Stille, man hörte nur das Klatschen der Karten und das Ticken der kostbaren Stuhlnhr.

Alle Blicke hatten mit gespanntem Ausdruck auf dem Bankhalter, der mit unerschütterlicher Ruhe die Karten vertheilt: „Wer kauft?“ quakt seine fettige Stimme. „Niemand?“ Dann legt er seine Karten um: „Elf, dreizehn, zwanzig, einundzwanzig gewinnt.“ Von allen Seiten schiebt man ihm Goldstücke zu, die er zufrieden einsackt.

So ging es eine Weile fort. Dichter Tabakqualm erfüllte das Gemach, auf Fensterbänken, Stühlen und Schränken standen Wein- und Seltgläser, und mancher der Gäste schien des Guten schon zu viel zu haben. „Verkauft!“ sagte plötzlich der Konsistorialrath und bemühte sich vergebens, seinen Aerger zu verbergen. „Wer nimmt die Bank?“ „Natürlich der Hausherr, Herr Geheimrath!“ tönte es von allen Seiten, und ohne vieles Sträuben folgte Streckler diesem ehrenvollen Rufe; der Wein hatte ihn aller Urtheilskraft beraubt, so daß er garnicht überlegte, wie er seine etwaigen Spielverluste decken sollte. Aber das Glück war ihm günstig, er gewann und gewann, während der Konsistorialrath mehr und mehr zusammenschumpfte. Der Einsatz war nicht niedrig, und daher hatte er schon einen stattlichen Haufen vor sich aufgethürmt, als der Diener an die sorgfältig verschlossene Thür pochte und meldete, daß die Herrschaften aufbrächen. Man sah nach der Uhr: „Erst zwei!“ aber als gehorsame Ehemänner mußten die Herren dem Rufe folgen. Mit Händedruck und Danksgangungen für den Abend verabschiedeten sie sich von ihrem Wirtse, welcher, vom Wein fast völlig überwunden, unfähig war, sie bis zur Thür zu geleiten. Die Lichter verschwammen vor seinen Augen, und halb im Traume hörte er, wie unten Wagen vorführen, er hörte Lachen und Gutenachtrufe. Schwerfällig erhob er sich, da fällt sein Blick auf das Gold, das er im Spiel gewonnen, und wie ein Blitz durchzuckt ihn der Gedanke: „Vielleicht? . . .“ Mit bebenden Händen wühlt er darin herum, er nahm noch einmal seine Sinne zusammen und mit einiger Anstrengung gelang es ihm, zu zählen: tausend, zwanzig, vierzig, sechzig, hundert, murmelte er — „sechzehntausend!“ rief er plötzlich und eine ausgelassene Lustigkeit bemächtigte sich seiner. Den Donauwalzer pfeifend, schwankte er nach der Ecke, wo die Flaschen standen, und nachdem er einer Bende Claret den Hals gebrochen hatte, schlürfte er mit Gier ihren süßen, prickelnden Inhalt und schleuderte das leere Glas mit einem Juchzer an die Decke, wo es klirrend in tausend Scherben sprang. Dann raffte er, fortwährend lichernd, seinen gleißenden Gewinnsack zusammen und stopfte ihn in seine tiefen Taschen, Goldstücke und Banknoten durcheinander. Als er damit fertig war, ergriff er den schweren, silbernen Armleuchter auf dem Spiegeltisch, an dessen Kerzen sich die Gäste die Zigarren angezündet hatten, und verschwand mit seiner goldenen Last in sein Comptoir. „Abele, zu Dir ist mein liebster Gang, bester Gang,“ sang er mit rauher Stimme und suchte taumelnd die Ecke zu erreichen, wo der Geldschrank stand. Da fiel der Schein der Kerzen auf das lebensgroße Bild des Fürsten Bismarck, das von dem Aufsichtsrath hier aufgestellt war, und bei dem Flackern des unsicheren Lichtes schienen sich die Züge des Alten zu beleben und voller Hohn zu lächeln. „He? . . . was siehst Du mich so höhnisch an,“ lachte der Trunkene . . . „ich hab Dich eigentlich niemals recht leiden können . . . bist immer so ein schneidiger Junker gewesen? . . . Warum lachst Du?“ braust er plötzlich auf und hebt die Faust zum Schläge gegen den gemalten Bismarck. Da verliert er das Gleichgewicht, er taumelt und greift hastig nach dem Rahmen, um sich aufrecht zu erhalten. Aber er reiht den eisernen Stanzler mit sich, und krachend stürzt das Bild um, den Trunkenen unter sich begrabend. — Tiefe Stille, nur die Kerzen des Leuchters knistern leise; da schlägt plötzlich knatternd eine mächtige Feuerarbe in die Höhe, die gierigen Flämmchen haben die ölgetränkte Leinwand, die den Fürsten Bismarck vorstellt, ergriffen und nach wenigen Minuten brennt das Zimmer lichterloh.

„Feuer! Feuer!“ gelte es schrecklich durch die stillen Straßen Neustadts, aber alle Hilfe kam zu spät. Mit Mühe gelingt es einigen waderen Männern noch, die halbbohnmächtige Frau und Tochter Strecklers über die raucherfüllte Treppe in Sicherheit zu bringen; es war, als hätte das entfesselte Element nur auf die Rettung dieser Unschuldigen gewartet; eine hohe Flammensäule schlug aus dem Giebel und bald stürzte das Dach mit einem Donnerkrach zusammen, unter seinen Trümmern den Verbrecher begrabend.

## Schutz der Armen gegen Schwindsucht.

Von Dr. A.

Als vor nicht langer Zeit der Schreckensruf ertönte: Die Cholera ist in Hamburg! da überließ ein Grusel ganz Deutschland, und auch die Muthigen fühlten eine Gänsehaut; und dabei beherbergen wir in unserer Mitte einen viel unheimlicheren Feind, der Jahr aus, Jahr ein zahllose Opfer dem Senfennamme überliefert, der aber nicht mit so lautem Kriegsruf einherstreift, wie die Cholera, sondern still und heimlich am Vernichtungswerke arbeitet; das ist die Lungenschwindsucht. — Aus Hamburg kamen damals an jedem Tage ganze Spalten in den Zeitungen; mit dem Vergnügen über schauerliche Vorgänge, das dem menschlichen Geschlecht angeboren ist, entsetzte sich ein Jeder schon beim Frühstückstasse über die Neuigkeiten aus der durchseuchten Hansestadt. Wo lasen wir dagegen in den Tagesblättern etwas über die Schwindsucht? Wenn Jemand die Welt nur aus den Zeitungen kennen würde, so würde er der Lungenschwindsucht vielleicht eine ähnliche Bedeutung beilegen wie etwa den Masern; aber die Statistiken der Großstädte und die Todtenlisten der Krankenhäuser reden ganze Bände. Ein Siebentel der ganzen zivilisirten Welt stirbt an der Lungenschwindsucht!! Und dieser Feind sollte nicht die Mühe werth sein, einen Kampf bis ans Messer mit ihm zu führen? Sollten nicht seine Eigenschaften und Gefahren und seine Bekämpfung immer und immer wieder von Neuem gepredigt werden? Sollten nicht Wissenschaft, private und öffentliche Wohlthätigkeit, Staat und Gesetz sich einmüthig die Hand reichen zu diesem Werke, anstatt phlegmatisch die Dinge ihren Lauf gehen zu lassen? Das Unterehmen ist allerdings nicht zu unterschätzen, denn in der ganzen Welt hat die Schwindsucht ihre Heimstätte angeschlagen, von der Tropenzone bis nach den Eisfeldern Grönlands; freilich behagen ihr die kälteren Klimata weniger gut, aber zum Theil nur deswegen, weil dort der Verkehr von Mensch zu Mensch ein minder reger ist; fast ganz verschont bleiben nur sehr kalte oder sehr hochgelegene Ortschaften.

Umsomehr wüthet die Krankheit in den Großstädten Europas, wo ihre Opfer nach Tausenden zählen, wo die armen Schwindsüchtigen die ständigen traurigen Gäste der Krankenhäuser bilden, um nach langem Siechthum ihr Leben auszuhauchen; wo jedes Haus eine solche Tragödie zu berichten weiß, freilich nicht in den Villenwärteln, aber in den Arbeiter-vorstädten; denn Noth und Sorge, kümmerliche Nahrung und dumpfe, elende Wohnungen ebuen ihr die Wege; die Kinder, die bleich und schwächlich die Armut ihrer Herkunft erzählen, ohne den Mund aufzutun, sie sind es zunächst, die den Keim der Krankheit später aufnehmen oder schon beherbergen und die Schwindsucht oft als einziges Erbstück vom schwindsüchtigen Vater übernehmen. Freilich, auch aus den wohlhabenden Klassen erliegt so Mancher. — Kein Alter ist vor der Krankheit sicher; doch scheint es beinahe wie eine Tücke, daß die meisten Todesfälle zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Jahre erfolgen, daß sie im besten Alter, wenn die Kinder noch nicht erwachsen und die Bedürfnisse am größten sind, der Familie den Ernährer entreißt.

Diesem Segner stehen wir unter den heutigen hygieinischen Verhältnissen fast machtlos gegenüber! Und doch, wie klein ist er; nur ein dünnes Stäbchen, den dreihundertfachen Theil eines Millimeters lang; noch gebührt das große Verdienst, den Erreger der Schwindsucht oder Lungentuberkulose, den Tuberkelbazillus, entdeckt zu haben. Heute kann ihn jeder Arzt mit dem Mikroskop betrachten; der Bazillus nimmt bestimmte Farbstoffe sehr schwierig auf, hält sie aber dann außerordentlich fest. Man färbt daher den Auswurf mit Karbolsäure, einem rothen Farbstoff, und entfärbt wieder mit Schwefelsäure; dann behält nur der Tuberkelbazillus die rothe Farbe zurück und läßt sich leicht als rother Strich erkennen.



Woher kommt es nun, daß die Cholera einen so rapiden Verlauf nimmt, ganze Häuser aussterben läßt und dann plötzlich erlischt und sich dann in ihre asiatische Heimath zurückzieht, die Schwindsucht dagegen sich bald hier, bald dort ein Opfer erwählt, langsam aber sicher fortgeschreitet und nicht zum Erlöschen kommt? Dies beruht auf der eigentümlichen Entwicklung und Lebensweise der Krankheitserreger. Beide theilen zwar die Eigenschaft, daß sie sich außerhalb des Körpers unter gewöhnlichen Bedingungen nicht vermehren; aber wenn der Choleraerreger, der sogenannte Kommbazillus, sich im Menschen angesiedelt hat, so ruft er mit kolossaler Geschwindigkeit die schwersten Veränderungen hervor; außerhalb des menschlichen Körpers dagegen geht er sehr schnell zu Grunde; schon das bloße Austrocknen an der Luft genügt, um ihn binnen Kurzem abzutöden.

Ganz anders ist die Natur des Tuberkelbazillus. Seine Entwicklung und Vermehrung im Thier- und menschlichen Körper geht außerordentlich langsam vor sich. Das kann man auch beobachten, wenn man sich die Mühe giebt, ihn in „Kultivatur“ unter so günstige Bedingungen zu versetzen, daß er sich vermehren kann, d. h. wenn man ihn auf Blutfälligkeit bei Körpertemperatur züchtet. Erst nach vierzehn Tagen beginnen sich kleine Kolonien zu zeigen, ganz im Gegensatz zu der raschen Vermehrung der meisten anderen Bakterien. Dafür hat er aber die verhängnißvolle Fähigkeit, sich außerhalb des Körpers sehr widerstandsfähig gegen äußere Einflüsse zu zeigen und sich in ausgetrockneten Zustände monatelang lebensfähig zu erhalten. Es leuchtet somit ein, daß einerseits dem Organismus lange Zeit gelassen wird, um sich des noch schwachen Gegners zu entledigen, andererseits aber die Möglichkeit besteht, sich mit den vom Boden aufgewirbelten, eingetrockneten Auswurftheilchen eines Tuberkulösen selbst nach Monaten anzusteden; auch häuft sich dadurch an vielen Orten eine solche kumulierte ansteckungsfähige Material an, daß es fast ein Wunder erscheint, wenn nicht jeder Mensch der Schwindsucht erliegt. Um dies zu verstehen, müssen wir uns über das Eindringen des Bazillus in den menschlichen Körper, die Veränderungen, die er dabei anstiftet, und über die Schutzvorrichtungen klar werden, die dem menschlichen Organismus in diesem Kampfe auf Tod und Leben zur Verfügung stehen. Viele Wege führen in den menschlichen Körper; während die meisten Krankheitserreger stets nur einen oder höchstens zwei dieser Eingangspforten benutzen, ist der Tuberkelbazillus in dieser Beziehung wenig wählerisch; durch Mund, Magen und den ganzen Darmkanal kann er, z. B. beim Trinken ungekochter tuberkulöser Milch oder Essen von ebensolchem Fleisch, seinen Eingang halten; in kleinsten Hautverletzungen kann er sich einnisten und von solchen aus nach den Lymphdrüsen, ins Knochenystem, in den Blutstrom vordringen; aber alles Dies tritt weit in den Hintergrund gegen die Aufnahme von der Lunge her, auf die wir uns daher hier allein beschränken wollen. Von Mund und Nase aus führt der Weg nach abwärts durch Rachen, Kehlkopf, Luftröhre und „Bronchien“ in die Lunge hinein; die Bronchien verzweigen sich dabei baumförmig als ein System von Röhren, die immer enger und enger werden und schließlich in den kugelförmigen „Lungenbläschen“ ihr Ende finden. Siebelt sich nun in den engsten Röhren ein eingeathmeter Tuberkelbazillus an und gelangt zur Vermehrung, so erzeugt er Stoffwechselprodukte, welche durch chemische Wirkung das benachbarte Gewebe zerstören und allmählig in eine weiche, käseartige Masse verwandeln; die umgebenden Lungentheile gerathen in den Zustand eines Katarrhs und der mit Recht so gefürchtete chronische, durch Monate hin nicht weichende Spitzkatarrh der Lungen ist, wie die Erfahrungen beweisen, fast ausnahmslos eine beginnende Tuberkulose, da sich die Lungenschwindsucht mit Vorliebe zuerst in die Lungenspitzen, also am Uebergang von der Brust zum Hals, entwickelt. Solche Herde breiten sich meist sehr langsam aus; die käsigen Massen in denselben können sich verflüssigen, so daß nach Aushustung derselben eine kleine Höhle, ein Loch in der Lunge zurück-

bleibt, welches mitunter allmählig die Größe einer Kinderfaust erreicht. Werden aber die flüssigen Massen bei einem heftigen Hustenstoß aus der Lunge herausgetrieben und dann bei der Einathmung in ein oder mehrere andere Zweige des Röhrensystems hineingesogen, so entwickeln sich dort entsprechende neue Herde, so daß eine große Ausfaat entstehen kann, die für den Verlauf der Krankheit von gefährlichster Bedeutung ist; ebenso kann eine rapide Ausbreitung zu Stande kommen, wenn durch Erkältung, Influenza usw. die gesammte Lunge in einen entzündlichen Zustand veretzt wird, und man pflegt diese Formen mit dem Namen der galoppirenden Schwindsucht zu belegen.

Ist nun auf diese oder jene Weise eine größere Ausbreitung des Prozesses zu Stande gekommen, so werden die giftigen Stoffe, die von den Tuberkelbazillen erzeugt werden, die „Toxine“, wohlverstanden nicht die Tuberkelbazillen selber, zum Theil in den Blutkreislauf aufgenommen und erzeugen dadurch Fieber, Schwigen und Frösteln, Mattigkeit, Verfall der Kräfte und eine Abmagerung, die die entsetzlichen Grade erreichen kann, den Menschen wie ein Skelett erscheinen läßt und den volkstümlichen Namen der Abzehrung rechtfertigt. Der tragische Schluß der Leidensperiode wird herbeigeführt entweder dadurch, daß die allgemeine Schwäche bis zu einem Grade zunimmt, der sich mit den gesammten Lebensfunktionen nicht mehr verträgt; der Kranke scheint gleichsam allmählig ins Jenseits hinüberzuschlummern und nur der Stillstand des Herzens und das Erlöschen der Athmung zeigt die Grenze zwischen Todt und lebendig; oder es wird mit der Zeit ein so großer Theil einer oder gar beider Lungen zerstört, daß die Einnahme des in der Luft enthaltenen und für das Leben unbedingt notwendigen Sauerstoffs durch die Lunge ungenügend wird und ein erstickungsartiger Zustand eintritt; auch kann durch Anstreifen einer Blutgefäßwand in der Lunge ein tödtlicher Bluterguß, durch Mund und Nase ausströmend, erfolgen, oder es werden tuberkulöse Theilchen, die in ein Blutgefäß eingebrochen sind, mit dem Blutstrom in die verschiedensten Organe getragen, und es erfolgt eine schwerste Allgemeinerkrankung mit schauerlichen Tobsuchtsanfällen oder tiefster Bewußtlosigkeit.

Aber glücklicherweise ist der Körper nicht so wehrlos der Schwindsucht preisgegeben. Sobald ein Tuberkelbazillus in die Luftwege eingeathmet ist, werden — unter günstigen Verhältnissen — alle Hebel in Bewegung gesetzt. Die ganze Wandung des Luftröhrensystems besitzt eine besenartige Auskleidung von feinsten Haaren, sogenannten Kimmhärchen, die sich in immerwährender schwingender Bewegung befinden und alle Unreinlichkeiten wieder heransetzen. Erleichtert wird diese Arbeit dadurch, daß Hustenstöße größere und kleinere Massen von Schleim mit Allem, was daran haftet, gewaltsam heransbefördern. Außerdem sind die Luftwege ausgekleidet mit einem „Epithel“, welches etwa das Aussehen von Ziegelsteinen bietet; diese widerstandsfähige Bedeckung muß erst zerstört werden, ehe der Bazillus ins Gewebe eindringen kann. Ist aber auch dies überwunden, so treten feinere und schwerere zu ergründende Vertheidigungsmaßregeln in Kraft; das die Lungen durchfließende Blut besitzt noch nicht genau gekannte Stoffe, die auf chemischem Wege die Bazillen vernichten oder doch schwächen; dann wandern aus den Blutgefäßen kleinste kugelige Körperchen, die sogenannten weißen Blutkörperchen, aus, fallen über die geschwächten Bazillen her und schleppen sie fort, oder sie gehen bei dem Kampf selbst mit zu Grunde und werden als gelbliche Masse, als Eiter, ausgehustet. Sind aber alle diese natürlichen Schranken durchbrochen, so werden neue Wälle aufgeworfen; es bildet sich nämlich um die tuberkulösen Herde herum eine Anhäufung und Wucherung von länglichen Gebilden, sogenannte Bindegewebszellen oder Keinzellen, die immer mehr in die Länge wachsen und allmählig ein sehr festes Netz bilden, welches das zerstörte Gewebe sammt den Tuberkelbazillen einschließt; ja selbst mit Kalktheilchen aus dem Blut wird diese Bindegewebsmasse ausgemergelt, so daß ein steinhartes Gebilde entsteht

und allmählig alle eingeschlossenen Tuberkelbazillen zu Grunde gehen. Eine Gefahr besteht allerdings auch dann noch, daß nämlich von den gefangenen Bazillen einer, der noch lebt, entwischt und nun an irgend einer Stelle von Neuem die Erkrankung hervorrufen.

(Schluß folgt.)



## Die Seele im Mehlsack.

Eine Burleske. Von Ludwig Ikenheim.

(Schluß.)

Lange Zeit verging, und ich dachte garnicht mehr daran, daß ich die Seele vertauscht hatte. Meine Geschäfte entwickelten sich wunderbar und alle Kollegen blickten mit aufrichtiger Bewunderung zu mir auf, da alle meine Spekulationen so vortrefflich gelangen. Inseheude wuchs mein Reichthum und ich hatte kaum einen Wunsch zu äußern, der sich nicht sehr bald erfüllte. Da fiel mir allmählig auf, daß in meinem Innern eine immer größere Leere sich fühlbar machte. Es beunruhigte mich der Gedanke, daß die alte Kommerzienrathseele gestorben sein könnte, was nicht verwunderlich gewesen wäre, da sie doch schon sehr abgebraucht war, als ich sie erstand.

Glücklicherweise hatte ich die Adresse des alten Samson, so hieß der Graue, in Erfahrung gebracht und ließ ihn nun zu mir kommen.

Auf die von mir gedäuferte Besorgniß, die Seele sei gestorben, schüttelte er nur bedächtig den Kopf, holte sie dann in der bekannten Weise hervor und betrachtete sie lange. Sie war noch viel mehr zusammengeschrumpft und so dünn geworden wie eine Stecknadel.

„Die müssen wir ausruhen lassen,“ meinte Samson und steckte sie in eine Flasche Spiritus.

Nun brauchte ich wieder eine neue Seele und da mir die eines Kommerzienrathes ganz gut gethan hatte, so sagte ich dem Grauen, daß ich mir wieder eine solche zulegen wolle. Der Glasack war voller Seelen und, indem ich nach einer passenden Umschau hielt, suchte ich doch etwas neugierig, ob ich meine eigene nicht darunter sehen würde. Das war nicht der Fall und fragen wollte ich nicht. Man sollte es nicht für möglich halten, was für große Unterschiede es unter den Seelen giebt. Die einen, die hübschen und wohlhaltenen, sind die sogenannten guten, edlen, hochherzigen; die anderen, welche kaum mehr einer Seele ähnlich, eher einem Zwirnsfaden oder einer Käsemade gleichsamen, besaßen aber einen höheren Werth und wurden vorzüglich verlangt. Ich suchte mir absichtlich unter den drei verfügbaren Kommerzienrathseele die häßlichste aus. Der Preis war annehmbar, der Handel rasch geschlossen und ich wieder im Besitz einer neuen Seele.

So ruhig, wie die vorherige, war sie jedoch nicht und mein Verstand sagte mir nach kurzer Zeit, daß sie ein abscheuliches Laster habe. Ihr voriger Besitzer fröhnte dem heimlichen Trunk und ich sing thatsächlich auch schon zu trinken an. Das konnte natürlich nicht so fortgehen. Schon nach einem Monat hatte ich wieder eine andere Seele; dieses Mal eine Primaseele: die von einem Prälaten.

Damit schien ich eine sehr gute Wahl getroffen zu haben. Sie gab sich äußerst würdevoll, was, wie ich glaubte, mir sehr gut zu Gesicht stand. Doch eine Untugend hatte sie auch, welche ich jedoch mit Hilfe meines Verstandes zu besiegen hoffte. Sie war sehr hochmüthig und es wird mir nicht gelungen sein, ihre Neuzugungen jedesmal zu unterdrücken, denn zu meinem Verdrusse mußte ich bemerken, wie sich eine Anzahl sonst sehr lieber Freunde von mir zurückzogen. Auch meine Frau begann, ganz gegen ihre Gewohnheit, eifersüchtig zu werden und ich glaube sicher, daß nichts weiter als die Prälatenseele mich veranlaßte, mehr als nöthig und lässlich, nach den jungen Mädchen zu schielen.

Sie war sonst eine angenehme Seele und füllte mein Inneres vollkommen aus, doch die verschiedenen Unannehmlichkeiten, welche sie mir bereitete, mach'en sie mir überdrüssig. Zu dem kam noch, daß meine Freunde mich für die bevorstehende Reichthagswahl



als Kandidaten aufgestellt hatten. Als liberaler Mann konnte ich doch unmöglich mit einer Prälatenseele in den Reichstag ziehen und aus diesem weiteren Grunde war die Anschaffung einer anderen Seele dringend nöthig.

Der Graue wurde wieder gerufen.

Als er kam, stellte ich die Forderung an ihn, mir um jeden Preis eine liberale Parlamentarierseele zu verschaffen. Er kratzte sich verlegen hinter den Schmachtklofen, dann meinte er:

„D, das thut mir leid, thut mir sehr leid! Ich hab jetzt in diesem Artikel nichts weiter als eine ganz abgelegte Seele zur Verfügung!“

Ich sah sie mir an, es war ein winzig kleines Ding, wie eine Blattlaus.

Nein! damit würde ich mich bloß blamiren.

Samson vertraute mich bis nach den Wahlen, bis dahin sollte ich die Prälatenseele noch weiter behalten. Das wollte und konnte ich nicht, denn dieses hochmüthige Ding beeinflusste mich zu stark, deshalb gab ich sie Samson zurück und behalt mich einige Zeit ohne Seele. Es laufen doch vieltausend Andere auch ohne Seele herum.

Nun, es ging so auch. Die beunruhigende Leere fühlte ich zwar stets, aber ich tröstete mich, daß ich nach den Wahlen dafür eine recht anständige Seele erhalten würde.

In dieser seelenlosen Zeit ging ich meinen Getreidespeicher entlang und musterte die Mehlsäcke, welche eben abgeladen wurden, als ich in der Nähe leise meinen Namen rufen hörte. Erstaunt blickte ich mich nach allen Seiten um, sah aber Niemand als die Sackträger, welche ruhig kamen und gingen. Da rief es wieder neben mir: „Herr Schliffgen! Herr Schliffgen!“ Nun wurde ich zornig und dachte, daß einer der Sackträger mich durch Vandalenerei nuzen wolle. Doch bald überzeugte ich mich, daß dieses nicht möglich sein könne, die Arbeiter waren viel zu weit vorne im Lagerraum, als daß ihre Stimme bis zu mir hätte dringen können. Ich bückte mich und spähte hinter den Säcken umher. Da hörte ich wieder ganz deutlich und nahe:

„Herr Schliffgen, haben Sie Ihre arme Seele ganz vergessen!“

„Ach, Du bist's!“ rief ich erstaunt und kannte nun sofort das seine Stimmchen.

„Sage mir nur, wie Du in diesen Sack kommst?“

„Das würde zu lange dauern, Herr Schliffgen. Später erzähle ich Ihnen alle meine Erlebnisse; lassen Sie mich nur jetzt heraus, mich friert so.“

Mein Kopf, trotzdem er früher stets uneinig mit ihr war, schien doch eine Liebhaberei für sie zu hegen, denn er suchte mich zu beeinflussen, sie aus dem Sack zu lassen. Aber ich blieb fest. Erst mußte sie mir erzählen, wie sie sich aufgeführt habe, bevor ich Weiteres unternehmen konnte.

Da sie nun merkte, daß all ihr Bitten mich nicht rührte, weil ich glücklicherweise seelenlos war, bequeme sie sich endlich zu erzählen.

Zuerst war sie von dem Grauen an einen Bankier verschachert worden. Dieser hatte seine Seele schon vollständig aufgebraucht und dachte nun mit einer robusten Kaufmannsseele noch lange arbeiten zu können.

„Om, hm,“ dachte ich mir, „der mag schön enttäuscht worden sein.“ Dann frug ich: „Nun, wie war es da?“

Ganz leise antwortete sie:

„Ich war zu gut und gewissenhaft für meinen Geschäftsbetrieb. Er wurde bankerott und vertauschte mich gegen eine verbrauchte Hausirerseele. Ich aber mußte wieder zu dem häßlichen Seelensindeln in Samsons Glasack. Dann kam ich zu einem Husarenrittmeister, welcher eine reiche Heirath gemacht hatte und nun das Vermögen seiner Frau gut verwalten wollte. Er meinte, eine Bankiersseele würde ihm nützen, und da hat er alles Geld ohne Sicherheit seinen Freunden geliehen.“

„Natürlich warst du schuld, du leichtsinniges Wesen!“ zankte ich und sie weinte.

„Allerdings war ich schuld und ich bereue es auch, denn bei ihm war gut sein. Er hatte aber auch einen leichtsinnigen Kopf!“

„Nun, da packte Alles gut zusammen, da ist es wahrlich kein Wunder!“ glaubte ich sie trösten zu müssen.

Von ihm kam ich zu einem alten Rentier, welcher eine junge Frau gefreit und nun mit einer Rittmeisterseele selbst vollständig umwandeln wollte. Seine Frau und ich halfen zusammen und

brachten es bald soweit, daß er kein Geld mehr hatte. Da hat mich Samson wiedergeholt.“

„So!“ sagte ich entrüstet, „du willst aus dem Sack heraus, um wieder neues Unheil anrichten zu können! — Nein! du bleibst drinnen!“

Sie winselte und bettelte, daß ich es doch nicht vermochte, von ihr wegzugehen, wie ich gedacht hatte.

„Ach, Herr Schliffgen, hören Sie nur, wie es mir weiter ging. Sehr schlecht, Herr Schliffgen. Der alte Samson wollte mich auch nicht mehr und verschacherte mich an einen Geschäftsfreund in Rußland. Hier kam ich von Einem zum Anderen und endlich zu einem Mühlenbesitzer. Diesem machte ich einmal Vorwürfe, daß er unter das Mehl immer Schwefelspath thue, er wurde wüthend, nahm sich selbst bei der Nase und rißte mich in diesen Sack hinein. Darauf band er ihn zu und ich konnte nicht mehr heraus. Wie mich fror, Herr Schliffgen, ach, lassen Sie mich heraus!“

„Nein, das geht nicht; du würdest nur wieder wie früher zu vorlaut sein und mir Unannehmlichkeiten machen. Es thut mir leid, aber ich kann dich nicht wieder zu mir nehmen.“

„Herr Schliffgen, ich bitte, lassen Sie mich heraus. Ich habe mich auch abgeschliffen, seit ich von Ihnen fort bin, und werde nun gewiß folgen. Ich verspreche Ihnen, mich ganz Ihrem Verstande unterzuordnen, so daß Sie gewiß zufrieden sind!“

So winselte sie und bettelte.

Schließlich mißachte sich der Verstand auch noch zu ihren Gunsten in die Sache und meinte, daß, wenn es fehle, Samson doch gleich wieder helfen könne.

Da gab ich nach, drohte ihr aber an, daß falls sie nicht gut thue, Samson sie wieder holen müßte.

Mit dem Taschenmesser bohrte ich ein kleines Loch in den Sack, und kaum daß ich den Mund öffnete, um ihr die Befreiung anzukündigen, hielt sie auch schon ihren Einzug und dehnte sich wohligh in meinem Körper.

Seitdem fühle ich mich recht behaglich und kann auch nicht klagen, daß sie sich vorlaut geberde, kurz: ich bin mit ihr zufrieden, und wenn sie so weiter macht, brauche ich den grauen Samson nicht mehr zu behelligen.

## Aus dem Papierkorb der Zeit.

**Ein unverhoffter Windstoß.** (Zu unserem Bilde.)  
Da waren sie nun in langer Reihe längs des Strandes gesehen, fleißig über ihre Arbeit gebeugt, ohne natürlich darüber zu vergessen, daß dem Menschen auch ein Mund zum Sprechen gegeben ist.

Aber wie könnte man auch verlangen, daß junge, muntere Dirnen, wie wir sie auf unserem Bilde eilig flüchten sehen, nun wie die Fische beieinander sitzen sollen! Und wie viel hatte man sich doch auch mitzukneifen, wenn man sich des Nachmittags einmal ein Stündchen hier draußen gönnen durfte, hier, wo mit den zahllosen kleinen Wellchen, die zum Strande ebten, zugleich ein frischer, kühler Hauch gezogen kam und angenehm um die heißen, braunen Wangen spielte.

Freilich, so arg durfte es nicht kommen, daß einem gleich die schönen, weißen Vinnen auf und davon gewirbelt wurden.

Und gerade jetzt, wo man mitten in der besten Unterhaltung war, wo die Loretta so hochinteressante Neuigkeiten über die stolze Lucia und ihren Beppo zu erzählen wußte.

War dieser unverhoffte Windstoß vielleicht die Strafe für die kleinen Bosheiten, die kleinen Sticheleien, mit denen man über die abwesende Kameradin hergezogen war?

Nun, erreichen sollte der lecke, lustige Fant, der sie so unthwässig aneinander trieb, damit gewißlich nichts.

Wüssen sie auch für heute eilig ihre Siebensachen zusammen raffen und sich mit ihren Stühlchen hinter die schüßenden Mauern des Städtchens flüchten, die Geschichte vom schönen Beppo und der vielbeneideten Lucia wird darum doch zu Ende durchgesprochen werden, und zwar nur um so gründlicher.

## Gedankensplitter.

Einem Menschen verbrennen, weil er Jude ist, und einem Anderen die höchste Stelle verschließen, weil er nicht von Adel ist, sind Species von einer Gattung, gleich widersinnig. Schöfer.

Die Kunst, reich zu werden, ist im Grunde nicht eigentlich die, viel Geld für sich anzuhäufen, sondern zugleich diejenige, es zu Wege zu bringen, daß unsere Nachbarn weniger haben wie wir. Genau gesagt: es ist die Kunst, die größtmögliche Ungleichheit zu unseren Gunsten herzustellen.

Das Soldatenhandwerk ist eigentlich im Grunde nicht das Norden, sondern das Sich-Nordenlassen, und darum ehrt es die Welt, ohne es zu wissen. Austin.

Am Tage der Knechtschaft verliert der Mann die Hälfte seiner Tugenden.

Gesprochen muß über Dinge werden, woran Allen gelegen ist und über welche unrichtig zu denken ein Uebel ist. Wieland.

Behauptet man, Gott habe mit Jemand im Traume gesprochen, so behauptet man nur, daß er von dieser Unterredung geträumt habe. Sagt man, er habe eine Vision gehabt oder eine Stimme gehört, so bedeutet das weiter nichts, als daß er in halbwachem Zustand geträumt habe. Sagt man, er rede infolge übernatürlicher Inspiration, so meint man, daß er einen glühenden Drang zu reden verspürt oder eine starke Meinung von sich hat, für die er keinen genügenden und natürlichen Grund anführen kann. Hobbes.

Friedrich Wilhelm IV. weigerte sich einst als Prinz, weiter französischen Unterricht zu nehmen. Darch Arrest zur Aufgabe seines Widerstandes gebracht, erklärte er: „Nun gut, ich will. Hat der Vater die Franzosen nicht schlagen können, so muß der Sohn freilich Französisch lernen, damit er unterhandeln kann mit ihnen.“

Wo der Fürst gnädig ist, ist er nie gerecht, und also immer ein schlechter Fürst. Gnade gehört nur für Verbrecher und ist jedem ehrlichen Manne eine Last zum Tode. Man umnebelt und unganntert mit dem Geißenst das Fünkchen emporleuchtende Vernunft. Ein Beweis von der tiefen Verworfenheit des Menschengeschlechts ist, daß es sich von dem Begriff nicht losmachen kann.

Sie sind ein tüchtiges Volk, diese Schweizer. Es ist besserer Stoff in ihnen als in allen Sternen und Streifen der schwülstigen Banner der sogenannten und fälschlich sogenannten Vereinigten Staaten. Sie sind ein Dorn im Fleische der europäischen Despoten und ein gutes, gesundes Volk, und es ist gut, daß sie neben jesuiten-geplagten Königen auf der sonnigeren Seite der Berge wohnen. Dickens.

## Schnitzel.

Streifend mit dem alten Forstwart  
Bin ich durch den Wald gegangen,  
Arme Weiber, Laubstirnen reudend,  
Für die Näge abzufangen.

Jede Hätt' im Speßartdorfe  
Kußt' ich dann mit ihm durchsuchen,  
Und ihn rührte nicht das Glend,  
Nicht der Männer grimmigen Fluchen.

Rüchichtslos im Dienst des Staates,  
Hielt er sich dazu verpflichtet —  
Aber ein von Schnee gedrückt  
Stämmchen hat er ausgerichtet.

Geintr. v. Roder (Vorliches Stützenbuch).

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,  
Deswegen haltet Euch nicht für Schlaraffen;  
Harte Wissen giebt es zu kauen,  
Wir müssen erwürgen, oder sie verdauen.

Goethe.

Der Vater ein Kaufmann,  
Der Sohn ein Edelmann,  
Der Enkel ein Bettler.

Spanisches Sprüchwort.

## Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Herrn G. Macasq, Leipzig, Dilsstraße 14, richten.